

**Kriseninterventionszentrum
für Kinder und Jugendliche**



Jahresbericht 2013

Dieser Jahresbericht dient als Forum zur Darstellung der persönlichen Sichtweisen und professionellen Auseinandersetzungen sowohl unserer hauptamtlichen BeraterInnen als auch unserer Nacht-, Sonn – und Feiertagsdienste. Jeder Beitrag ist namentlich gekennzeichnet und stellt einen Aspekt der subjektiven Erfahrungen des vergangenen Jahres dar.

Impressum:
Kriseninterventionszentrum für Kinder und Jugendliche – KIZ
Pradlerstraße 75, 6020 Innsbruck
Für den Inhalt verantwortlich: Mag. Markus Fankhauser
Gestaltung: Astrid Schöpf
Druck: Hernegger Offsetdruck GesmbH

Der Ruf im finsternen Tal? Filme als Medium der Erkenntnis Thomas Lackner	4
Es bewegt sich Bewegt es sich? Markus Fankhauser	7
Veränderung braucht Perspektiven und Bewegungsmöglichkeiten Kathrin Käfer	12
Sind sozialpädagogische Wohnformen die besseren Eltern? Elisabeth Pedrini	16
Über die Einschätzbarkeit von Unterbringungen Jan Larcher	19
Statistik 2013 Astrid Schöpf/Florian Wisiol	23
Haltlosen Jugendlichen Halt geben Julia Maldoner	39
Kinder- und Jugendhilfe zwischen Hilfe und Kontrolle Tamara Gratl	42
umF Verena Schaubmeir	45
Juvenil mobile Erwachsene im Zeitalter grenzenloser Möglichkeiten – und da waren doch auch noch ein paar Kinder? Michaela Moser	49
Eine bewegende Zeit für Jugendliche!? Thomas Becker	51
Gastbeiträge von Kooperationseinrichtungen bzw. ehemaligen Mitarbeiterinnen: <i>„Ja, ich rufe zurück!“</i> Juliane Rehr/Jakob Wohlfarter, JUHI Schwaz	56
Von der Schwierigkeit, Opfer zu sein Anna Schwitzer, unabhängiges Kinderschutzzentrum Wien	59
Vernetzungen	62
MitarbeiterInnen im KIZ	63
Vereinsmitglieder	64

Inhalt

Der Ruf im finsternen Tal?

Filme als Medium der Erkenntnis

Endlich scheint sich im Bereich der psychosozialen Versorgung von Kindern und Jugendlichen in Tirol – nach Jahren des Stillstandes – etwas zu tun: im Herbst wurde der Bericht der „Medizin-Historischen ExpertInnenkommission“ zur Innsbrucker Kinderbeobachtungsstation von Maria Nowak-Vogl präsentiert, seit kurzem ist das neue Gesetz für Kinder- und Jugendhilfe in Kraft, und es erfolgte die Besetzung der Professur an der Univ. Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie.

Interesse und Erwartungen an diesen Prozessen sind groß. Das Symposium „Raum für Kinder und Jugendliche mit psychischen Problemen. Entwicklung - Wachstum – Unterstützung“ von pro mente und die Fachtagung „Familie. Macht. Kinder. stark“ des SOS Kinderdorf waren innerhalb weniger Tage ausgebucht.

Auffällig ist, dass trotz der augenscheinlichen Bewegungen sich keine rechte Aufbruchsstimmung einstellen will. Weder Freude noch ein „Na endlich, gehen wir's an“ ist wahrnehmbar. Woran mag das liegen?

Vor kurzem waren zwei Filme zu sehen – der eine im Kino, der andere im ORF, der eine düster, der andere hell. Beide handelten von Veränderungsprozessen nach traumatischen Erfahrungen („Schicksalsschlägen“).

Im düsteren Film¹ kommt ein Fremder namens Greider mit Gepäck und Pferd in ein alpines Hochtal und bittet die Einheimischen, den Winter bei ihnen verbringen zu dürfen. Der junge Mann hat die letzten Jahre in Amerika verbracht, seine Eltern stammen aber – so wird später deutlich – aus dieser Gegend. Das Tal wird seit jeher vom alten Patriarchen Brenner und seinen Söhnen tyrannisiert. Greider ist gekommen, Rache zu üben. Weil die Eltern sich den Gesetzen des Clans widersetzt hatten, wurde der Vater Greiders von den Brenner-Söhnen zur Strafe gekreuzigt. Die Mutter konnte sich retten, ihr gelingt die Flucht. Greider rächt das Verbrechen an seinen Eltern, indem er die Männer des Tyrannenclans allesamt umbringt. Nach getaner Tat verlässt er das Tal mit der vagen Aussicht, dass die nächste Generation es einmal besser haben könnte. Viel wahrscheinlicher hinterlässt er aber den Keim für zukünftige Massaker.

Im hellen Film² lebt der Pferdetrainer Hansi nach schwerem Schicksalsschlag zusammen mit seinem alten Pferd Sam und seinem

¹ Das finstere Tal, D/Ö 2014, R: Andreas Prochaska, Hauptdarsteller: Sam Riley, Tobias Moretti, Helmuth A. Häusler, Martin Leutgeb, Johann Nikolussi

² Ruf der Pferde, Ö 2013, R: Otto W. Retzer, HauptdarstellerInnen: Hansi Hinterseer, Pia Baresch, Matilda Krückl, usw.

treuen Knecht zurückgezogen auf einem Reiterhof ebenfalls in einem Gebirgstal. Eine aus dem Erziehungsheim für Waisenkinder entflozene Jugendliche wird von Hansi und Sam aus einer Notlage gerettet. Das bringt den Trainer wieder in Kontakt mit der Welt. Er sieht, dass das Heim von der Schließung bedroht ist und wird aktiv. Dabei kommt ihm eine glückliche Fügung in Person einer reichen Gräfin auf der Suche nach Baugrund und einem Trainer für ihr Gestüt zu Hilfe. Nach einigem Hin und Her kauft die Gräfin schließlich den Grund, auf dem das Erziehungsheim steht, errichtet dort ihr Gestüt und renoviert das Waisenhaus. Und weil der Pferdebetrieb allen Kindern Arbeit und Ausbildungsplätze bietet, rettet die Gräfin nicht nur das Heim, sondern schenkt den Waisenkindern zugleich auch noch eine berufliche Zukunft!

Beide Filme handeln von Veränderungsprozessen in aussichtslosen, versteinerten Verhältnissen: im finsternen Tal herrscht der grausame Brenner-Clan, im hellen Tal die Logik des Geldes: das Waisenhaus muss verkauft werden, die Abrissbagger sind bereits aufgefahren. Die Macht des Schicksals hat die möglichen Veränderungskräfte gelähmt.

In beiden Filmen kommen die AkteurInnen der Veränderung von außen: die Gräfin und Greider. Sie sind beide nicht willkommen. Von den Einheimischen werden sie misstrauisch beäugt und abgelehnt.

Im düsteren Film treiben der Hass, der unbedingte Glaube im Recht zu sein und die überlegene Technik (Winchester) die Veränderungen an. Im hellen Film sind der Glaube an das Gute, der Wunsch ein guter Mensch sein zu wollen und ein Vermögen, die Quellen der Veränderung.

Die Einheimischen sind in beiden Filmen passiv: entweder devot – heiter oder grob – dumpf. Kurz, um mit dem österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand zu sprechen, „die Eingeborenen mach()en keinen besonders günstigen Eindruck“³. Weil beide Filme positive Resonanz beim jeweiligen Publikum fanden, - der eine erhielt den bayrischen Filmpreis, der Hauptdarsteller des anderen das Ehrenzeichen des Landes Tirol – ist davon auszugehen, dass die beiden Filme Varianten von (posttraumatischen) Veränderungsprozessen glaubhaft darstellen. Sie erzählen schicksalhafte Erfahrungen glaubhaft und plausibel: so könnte es gewesen sein!

Was hat das mit der beobachteten Ratlosigkeit auf den beiden Tagungen zu tun? Die Beteiligten, die „Eingeborenen“ machen ja gerade deshalb „keinen günstigen Eindruck“, weil sie so passiv – dümmlich sind. In den alpinen Erzählversionen von Veränderungsprozessen kommen sie als Akteure gar nicht vor.

³ Franz Ferdinand: „Die Eingeborenen machten keinen günstigen Eindruck“. Tagebuch meiner Reise um die Erde 1892 – 1893. Wien 2013

In den bevorstehenden Veränderungsprozessen im Bereich der psychosozialen Versorgung von Kindern und Jugendlichen helfen weder Rettungs- noch Racheerzählungen weiter. Gebraucht werden Geschichten über Wandel und Umgestaltung mit glücklichem Ausgang. An dieser Stelle wird das Fehlen von Erzählungen über gemeinsam gestaltete Projekte deutlich.

Die Alternative zu den Erzählungen über Rache und Rettung müssten Erzählungen über Transformationen sein. Transformationen können beispielsweise Bündelungen bisher zersprengter, vielleicht sogar antagonistischer Kräfte sein.

Im Unterschied zu Zerstörungsprozessen werden bei Transformationen alle Kräfte gebraucht, sie werden neu oder anders angeordnet: Kräfte des Beharrens werden mit Kräften der Innovation in Verbindung gebracht, Kräfte der Zielstrebigkeit mit Strömungen der Bedächtigkeit. In diesem Modelle hätten alle Kräfte, Stimmen und Strömungen ihre Berechtigung, - es käme auf das Zusammenwirken an. Aus Ratlosigkeit und Resignation könnte im Zusammenspiel mit hoffnungsfroher Zielstrebigkeit durchaus eine Geschichte mit glücklichem Ausgang entstehen.

Thomas Lackner

Es bewegt sich Bewegt es sich?

Auch in sozialen Einrichtungen ist der Aufgabe nicht damit Genüge getan, vorhandene Ressourcen und Arbeitsweisen zu behaupten und zu stabilisieren. Trotz der oft unsicheren Finanzierung kann es nicht nur darum gehen zu schauen, dass mensch auch im nächsten Jahr das Angebot halten kann. Wir müssen unsere Arbeitsweise und das spezifische Angebot kontinuierlich hinterfragen, evaluieren und anpassen bzw. weiterentwickeln. Die Lebensumstände der Jugendlichen und der Familien ändern sich, soziale Belastungen, Formen der Kommunikation, Abhängigkeiten und multiple Problematiken sind einem Wandel unterworfen. Passt unser Angebot noch? Muss das Konzept verändert werden? Hat sich in der Soziallandschaft das Angebot der KooperationspartnerInnen dermaßen verändert, dass wir neue Lücken schließen müssen oder vormalige Lücken inzwischen von anderen Einrichtungen geschlossen wurden?

Wie schaut es mit den Jugendlichen und deren Familien aus? Entspricht die Einbeziehung der Sichtweisen und Meinungen der Jugendlichen auch ihrer Selbstständigkeit und Eigenverantwortung? Welche Formen der Beziehung und Kommunikation nutzen Familien? Welche Ressourcen stehen Familien und Jugendlichen zur Verfügung?

Wir, die uns alltäglich mit diesen Fragen auseinandersetzen sollen und müssen, erleben oftmals das Gefühl des Stillstandes und der fehlenden Weiterentwicklung, Routine schleicht sich ein und das Entwerfen großer innovativer gar kreativer Visionen fällt zusehends schwerer: Vieles wurde schon mal angedacht, das meiste aus verschiedensten Gründen blockiert und abgetan. Entweder gibt es inhaltliche Argumente oder es wird mit absoluter Klarheit dargestellt, dass es keinesfalls Budgeterhöhungen für diesen Bereich geben wird.

Entwicklung und Visionen kosten Energie und Ressourcen, leicht lässt mensch sich allzu oft einbremsen und Sozialarbeit wird durch Verwaltung ersetzt.

Der Imperativ des permanenten Fortschritts darf auch hinterfragt werden, allerdings geht es in unserem Bereich nicht um Gewinnsteigerung sondern hauptsächlich um notwendige Anpassungen an soziale Veränderungen. Eine Sozialarbeit ohne Prävention greift meist zu kurz und es sind keineswegs großartige Visionen notwendig, um Präventionsmodelle zu erarbeiten – jedenfalls ist auch ein Blick Richtung Zukünftiges dafür vonnöten.

Wie schaut es nun im KIZ mit der geleisteten Entwicklungsarbeit 2013 aus, haben wir uns weiter entwickelt, gibt es Veränderungen, die wir umsetzen?

Neben den vielen kleinen Anpassungen hat es aus meiner Sicht auch ein paar wesentliche Schwerpunkte gegeben, die wir erfolgreich bearbeiten und umsetzen konnten:

2013 bemühte sich das KIZ noch kooperativer und flexibler nach außen aufzutreten, viel Reflexions- und Anpassungsarbeit wurde in die Unterstützungsmöglichkeiten und deren Kommunikation bei Anfragen durch KooperationspartnerInnen investiert. Und Ja, wir sind flexibler geworden und versuchen unsere Kernzuständigkeit immer wieder etwas breiter auszulegen bzw. auch Unterstützung in Bereichen zu gewähren, in denen wir uns per Konzept nur sehr bedingt zuständig sehen. Im Großen und Ganzen wichtig und richtig. Der Nachteil, der sich sofort dabei zeigt, ist, dass wir 2013 öfter als in den Jahren zuvor kein freies Bett zur Verfügung hatten und tatsächlich wesentlich mehr Anfragen für den Wohnbereich aufgrund fehlender Plätze ablehnen mussten.

In Zeiten, in denen ausreichend Nachfolgeeinrichtungen vorhanden sind und wir unsere Jugendlichen aus dem Wohnbereich schnell in Richtung längerfristige geschützte Wohnmöglichkeiten ablösen können bzw. schnell Richtung nach Hause mit ambulanter Unterstützung „entlassen“ können, ist die weniger rigide Auslegung unserer Zuständigkeit wertvoll und leistet gute Unterstützung für betroffene Jugendliche. Wenn nun wie 2013 zuerst permanent kein freier Platz in Wohngemeinschaften zu finden ist und dann auch noch ein großer Ressourcenmangel im Bereich der ambulanten Familienarbeit entsteht, dann wiederum sollten wir darauf achten in jedem Fall Ressourcen zur Verfügung zu haben, wenn ein Kind oder ein/e JugendlicheR akut gefährdet ist und aus Gewaltverhältnissen flüchten muss.

Dieses Wechseln von breiter Unterstützung zu rigider Kernzuständigkeit lässt sich schwer nach außen transportieren und oft stoßen wir dabei auf Unverständnis. Es zeigt sich jedoch für uns, dass auch scheinbar nur kleine Veränderungen sofort ziemlich langfristige Auswirkungen haben.

Die oben erwähnte Ressourcenknappheit im ambulanten Familienarbeitsbereich führte zu einer von uns nicht vorhergesehenen Verdoppelung unserer Problematik von zur Verfügung zu stellenden freien Kapazitäten: Gelang es bis vor kurzem zumindest im Falle von akuten Krisen in Familien, wo sich bald zeigte, dass es Sinn macht zuhause mit der Familie weiter zu arbeiten und Kinder und Jugendliche so kurz wie möglich zu „hospitalisieren“, die Aufnahme in den Wohnbereich auf maximal 14 Tage zu beschränken, so fanden sich 2013 aufgrund der Vorgabe, dass ambulante FamilienbetreuerInnen ein eigenes Gewerbe angemeldet haben oder in einem anerkannten Verein angestellt sein müssen, plötzlich oft keine ambulante Familienbetreuung mit freien

Kapazitäten mehr. Ohne sofort einsteigende Unterstützung vor Ort konnten wir Jugendliche in vielen Fällen nicht nach Hause entlassen, gleichzeitig war die Krisenintervention abgeschlossen. Wir standen somit in vielen Fällen vor der Wahl, entweder die Aufenthaltsdauer drastisch zu verlängern und zu warten, bis es endlich eine Betreuung vor Ort gab, oder ambulant mit ziemlichem Aufwand für uns und die Familien, selber die Familien über einen längeren Zeitraum zu begleiten. Hier stießen wir sehr bald auf strukturelle Grenzen, zudem sind wir auf Krisenintervention spezialisiert, nicht für langfristige Betreuung – weder stationär noch ambulant.

Trotz all dieser Stolpersteine finde ich, dass wir wieder ein Stück offener und unkomplizierter geworden sind – mit all den Vor- und Nachteilen.

Ein anderer Schwerpunkt lag 2013 im Bereich der „Orientierung“ bzw. Perspektivenbildung von Jugendlichen - entgegen einer in Krisen oft erlebten Aussichtslosigkeit: Wie können wir Kinder und Jugendliche noch besser in die Prozesse und Interventionen einbinden, wie können wir sicher gehen, dass diese Mädchen und Burschen auch eine Weiterentwicklung erleben und darin ausreichend partizipieren können? Dabei hatten wir nicht den 2013 etwas breiter aufgegriffenen Begriff der „Partizipation“ im Fokus, sondern mehr die Absicht, Orientierung in und aus der Krise zu vermitteln. Selbst kleinste Entwicklungen sollen nun den Mädchen und Burschen sichtbar gemacht werden und somit der Stillstand oder die Perspektivenlosigkeit in der aktuellen Situation vermieden bzw. vermindert werden. Speziell in der akuten Krise aber auch bei der unzumutbaren Warterei auf eventuell frei werdende Plätze in Wohngemeinschaften, ist diese Orientierung und das Erkennen der Weiterentwicklung oft sehr hilfreich und wirkt der Hoffnungs- und Aussichtslosigkeit entgegen.

In der sozialen Landschaft außerhalb des KIZ hat sich, neben den etwas unglücklichen Veränderungen im Bereich der selbstständigen ambulanten FamilienbetreuerInnen, auch im Bereich der Vollen Erziehung 2013 einiges getan und vereinzelt wurde ein regionales Angebot neu aufgebaut. Die großen Änderungen waren ein neues Übergangswohnen in Kufstein und die lang erwartete Therapeutische WG des SOS-Kinderdorfs in Innsbruck – beide entlasteten kurzfristig unseren Wohnbereich.

Leider wurde ansonsten auch 2013 der Schwerpunkt des Ausbaus im Bereich der langfristigen Vollzeitbetreuung auf Kinder gelegt: Die Hoffnung, dass die neu errichtete Wohngemeinschaft von Pro Juventute in Brixlegg unseren Wohnbereich weiter entlasten würde, wurde durch das Aufnahmealter bis maximal 12 Jahre nicht erfüllt. In Planung ist auch eine Wohngemeinschaft in Hall, wobei auch hier die Zeichen für ein sehr junges Aufnahmealter stehen und wir wiederum keine zusätzlichen

Plätze in Vollzeitbetreuung für „unsere“ Jugendlichen finden. Aus unserer Sicht ist ein dringender Bedarf sowohl für vollzeitbetreute Plätze als auch teilzeitbetreute Plätze gegeben. Hier sollte der Ausbau unbedingt Bedacht auf differenzierte und regionalisierte Angebote nehmen – es braucht auch kleine herkunftsortnahe Angebote, welche verhindern, dass Mädchen und Burschen, die sich oft als Opfer von Gewalt von ihren Familien trennen müssen, auch noch einen Bruch mit dem positiven sozialen Umfeld erfahren müssen. Hier hoffen wir auf zukünftige Einbindung in die Entscheidungsprozesse in der Sozialplanung – positive Zeichen dafür gibt es von der 2013 neu gewählten Soziallandesrätin Christine Baur, die durchwegs Kontakt zu den Einrichtungen sucht und aufnimmt.

2013 wurden in Tirol auch einige Missstände der Vergangenheit aufgegriffen: Gewalttätigkeiten sowie Verletzungen der Rechte und der Würde von Kindern und Jugendlichen in Heimen und in der Psychiatrie wurden relativ breit diskutiert und aufgezeigt. Zu hoffen bleibt, dass diese Auseinandersetzung nicht in der Vergangenheit endet, und dass sich sowohl wir Einrichtungen in der Jugendhilfe, als auch die kontemporäre Psychiatrie dauernd kritisch hinterfragen und moderne vorherrschende Meinungen aus Wissenschaft, Medizin und Pädagogik nicht blind zur Legitimation verwenden, sondern sie auf Verletzungen der Würde und der Rechte der Einzelnen kritischst überprüfen. Disziplinierungen, „Ruhigstellen“ mittels Psychopharmaka, Wegsperrungen, unnötige Kontrollen und permanente Eingriffe in die Privatsphäre sind nicht zu rechtfertigen und ich bin überzeugt davon, dass ein Rückblick in 30 Jahren etliche sehr begründete Vorwürfe aufzeigen wird.

Angepasst und weiter entwickelt wurde sowohl das Bundesgesetz für Kinder- und Jugendhilfe als auch das Tiroler Kinder- und Jugendhilfegesetz. Nicht nur der Name hat sich verändert - ehemals war es das Tiroler Kinder- und Jugendwohlfahrtsgesetz - es gab auch Bemühungen, das Gesetz den aktuellen Anforderungen anzupassen. Positiv erwähnt werden muss hier das Bemühen der Fachabteilung, alle professionellen Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe in den Prozess einzubinden. Tatsächlich wurden viele Anmerkungen und Ergänzungen von uns Praktikern und Praktikerinnen in den letztendlichen Entwurf aufgenommen.

Mit Neufassung dieser Gesetze haben sich allerdings auch neue Fragen und Unsicherheiten ergeben. Unklar sind uns noch verschiedene Bereiche der Zusammenarbeit mit Exekutive und Justiz sowie auch verschiedene Aspekte der Meldepflicht bei akuter Gefährdung.

Gänzlich ungelöst und im entwicklungsresistentesten Bereich verbleibt die Problematik rund um junge Erwachsene, die dringend Unterstützung durch die Jugendhilfe benötigen würden. Die Herabsetzung der Volljährigkeit auf 18 Jahre hat diese Lücke vergrößert und jedes Jahr stoßen wir auf mehr betroffene junge Männer und Frauen. Hier wäre die Verankerung eines verbesserten Rechtsanspruchs auf Unterstützung in den neuen Gesetzen hilfreich und notwendig gewesen.

In Summe wäre mehr Bewegung mehr als wünschenswert, den absoluten Stillstand habe ich 2013 nur in wenigen Bereichen erfahren – trotzdem bleibt zu hoffen, dass es 2014 deutlich mehr Unterstützung zum Füllen der Lücken und zur Weiterentwicklung des Angebotes in der Jugendhilfe geben wird und auch im KIZ darf die Weiterentwicklung keineswegs beendet sein!

Markus Fankhauser

Veränderung braucht Perspektiven und Bewegungsmöglichkeiten

Das Thema des aktuellen Jahresberichtes lautet Veränderung und Bewegung. Da ich das letzte Jahr in Bildungskarenz war, habe ich die Entwicklungen 2013 im KIZ nicht mitbekommen. Mein letztes Projekt bestand noch in der Planung der 20-Jahrfeier mit dem Titel:

„Partizipation ohne Perspektiven?“. Es war mir ein großes Anliegen mit dem Thema, dass es viel zu wenige adäquate Angebote und Perspektiven für Jugendliche gibt, an die breite Öffentlichkeit zu gehen. Nun war ich gespannt, ob sich im Außen und somit im Innen einiges verändert hatte.

Veränderung braucht Perspektive

Wenn ich auf die Angebotsstruktur für Jugendliche in Not – also Mädchen und Burschen, die Probleme in der Familie haben – blicke, muss ich feststellen, dass sich in der Soziallandschaft nicht sehr viel bewegt hat. Nach wie vor ist ein großer Mangel feststellbar – auf mehreren Ebenen: im Bereich Fremdunterbringung, im ambulanten Betreuungsbereich, bei der therapeutischen Versorgung und dem Arbeitsmarktbereich. Wenn ich dies über die Jahre hinweg betrachte, die ich schon im KIZ arbeite, muss ich feststellen, dass ich in jedem Jahresbericht dasselbe erwähne:

zu wenig geeignete Fremdunterbringungsplätze!!!!

Und hier beißt sich die Katze in den Schwanz. Aus dieser Ressourcenknappheit kann sich auch das KIZ nicht wertvoll verändern. Wir stehen – gemeinsam mit den Jugendlichen – an, da sich die Perspektiven für Burschen und Mädchen nicht ausreichend schnell verändern. Nach wie vor wird keine gebührende adäquate Versorgung für Jugendliche und Familien sichergestellt und es gibt, soweit ich weiß, keinen übergeordneten, mit den Sozialeinrichtungen erarbeiteten Zukunftsplan, wie diese aussehen könnte. Für einige Jugendliche gibt es keine geeigneten Plätze (Mangel an qualitativ breitem Angebot), sie fallen einfach durch das System. Vor allem deswegen, weil sie Schwierigkeiten haben, sich anzupassen, Regeln und Strukturen einzuhalten, sich auf Beziehung mit Erwachsenen einzulassen. Besonders prekär stellt sich die Situation für Jugendliche dar, die dann zusätzlich noch zu Gewalt neigen. Aber auch die angepassten, gut integrierten und strukturierten Jugendlichen trifft es, weil es zu wenige Plätze gibt, wenn der Bedarf gerade da ist. (Mangel an quantitativem und regionalen Ausbau, sowie schnell verfügbaren langfristigen Wohnplätzen).

Insgesamt ist festzustellen, dass es zu viele Löcher im Versorgungssystem gibt, das KIZ kann diese auf Dauer nicht mehr füllen. Längere Aufenthaltszeiten bei uns sind die Folge, was wiederum dazu führt, dass

wir weniger Plätze für neu ankommende Krisen zur Verfügung stellen können, was unser Hauptauftrag sein sollte. Ein Ausbau des KIZ mit regionalen Außenstellen kommt aus budgetären Gründen ja leider nach wie vor nicht in Frage.

Wartezeiten gibt es nun auch vermehrt im ambulanten Bereich, da die Bestimmungen zur Auftragsvergabe an ambulante BetreuerInnen verschärft wurden. Eine Veränderung, die durchgeführt wurde, ohne entsprechende Ressourcen bereit zu stellen. So haben wir Familien, die ganz gut funktionieren könnten, wenn sie eine ambulante Unterstützung zur Verfügung gestellt bekämen. Diese zu finden, dauert in vielen Fällen zu lange, die Familien sind dann oftmals derart überfordert, dass schlussendlich nur mehr der Weg in eine Fremdunterbringung bleibt. Und auch hier heißt es dann: "Bitte warten!". Das KIZ kann und will diese Überbrückungen nicht ständig leisten, diese sind dem Kindeswohl nicht förderlich. Was so ein Abwarten für Jugendliche in Krisen bedeutet und wie schnell sie ohne Perspektiven abgleiten können, bekommen wir leider viel zu oft mit. Wir können und wollen diese Wartezeiten nicht mehr abdecken und somit den Bedarf an schnell verfügbaren geeigneten Maßnahmen verschleiern. Das KIZ hat das Land schon mehrfach darauf hingewiesen, hat zu dem Thema Öffentlichkeitsarbeit betrieben und ist auch im Arbeitskreis Jugendwohlfahrt dazu aktiv, verändert hat sich trotz der Schaffung neuer Wohngemeinschaften und Schließung alter Wohngemeinschaften am Weiterbestand des Mangels im Jugendbereich jedoch kaum etwas. Die Veränderungen, die getroffen wurden, waren zu wenig und gleichen eher einem Tropfen auf dem heißen Stein. Dann benötigen diese neuen Einrichtungen ihre Zeit, bis sie reibungslos funktionieren, wir haben aber die notleidenden Jugendlichen jetzt bei uns.

Es braucht eine flächendeckende Planung und Umsetzung, um die Situation von hilfesuchenden Mädchen, Burschen und Familien zu verbessern. Ich möchte nicht wissen, was die Menschen in 50 Jahren zu unserer Arbeit sagen werden, wir können nur das als Hilfe bereitstellen, was wir haben. Jedoch dürfen wir nicht aufhören, darauf hin zu weisen, dass es immer noch mangelt. Es wäre eine lang anhaltende Kampagne in Zusammenarbeit mit den Medien von Nöten, um die Gesellschaft für dieses Problem zu sensibilisieren, damit wieder mehr Geld in den Jugendbereich fließen kann. Dafür fehlen uns aber die personellen und zeitlichen Ressourcen, um so etwas im großen Stil zu entwerfen.

Die Wartezeiten müssen aufhören oder sich zumindest verkürzen, Jugendliche sollen partizipieren können, Familien brauchen sofortige möglichst regionale Unterstützung. Die Perspektiven für Burschen, Mädchen und Bezugssysteme müssen besser, breiter und vielfältiger sein. Es muss mehr in Richtung Prävention gearbeitet werden, wie soll das aber gelingen, wenn schon in der Grundausrüstung zu wenig Ressourcen vorhanden sind?

Wir können den Mädchen und Burschen nur das anbieten, was es zu der Zeit an Perspektiven gibt. Nicht weil wir diese Möglichkeiten so toll finden, weder die Jugendlichen selbst noch wir haben eine große Auswahlmöglichkeit an Kinder- und Jugendhilfemaßnahmen. Lange Wartezeiten oder fehlende Auswahl bzw. inadäquate Angebote lassen Jugendliche dann abbrechen, oder wir sind mit ihnen an einer Grenze angelangt, wo wir nicht mehr weiterarbeiten können. Immer wieder erlebe ich Jugendliche, die Angst vor der Zukunft, die kaum Perspektiven haben. Sie verfügen über keine gute Ausbildung, finden keine Arbeit, haben psychische Probleme, hängen an ihren Eltern – diese wollen sie aber nicht mehr bei sich haben und lassen sie zu Hause nicht mehr hinein. Das Bild, dass sie immer wieder vor verschlossenen Türen stehen, haben mir die Burschen und Mädchen schon oft geschildert. Manchmal rennen auch wir gemeinsam mit ihnen gegen diese verschlossenen Türen und spüren diese Perspektivenlosigkeit. Sie werden daheim nicht mehr aufgenommen, haben schon drei Einrichtungen hinter sich und landen immer wieder bei uns. Im KIZ geht es kurze Zeit (so wie es ja im Konzept vorgesehen wäre) dann erstaunlicher Weise meistens gut, je länger sie jedoch bei uns sind und keine Perspektive, keine Auswahlmöglichkeit bekommen und es somit zu keiner zufrieden stellenden Lösung kommt, umso eher gerät auch der KIZ Aufenthalt ins Wanken. Wie soll denn auch die Zusammenarbeit mit uns gut gelingen, wenn wir ihnen nicht das bieten können, was sie jetzt brauchen, einen geeigneten Platz. Die Jugendlichen stehen einer großen Hoffnungslosigkeit gegenüber, das einzige was da noch interessant erscheint, sind die anderen Jugendlichen. Schließlich wurden sie von Erwachsenen schon zu oft enttäuscht, gekränkt und verletzt. Die Gefahr abzudriften ist dann sehr groß. Leider mussten und müssen wir miterleben, dass auch schon bei den Jüngsten (12, 13, 14) das Phänomen der Drogen oder die Bahnhofszene in dieser labilen Phase besonders interessant werden kann. Es ist schwierig, diesen Burschen und Mädchen – vor allem sind es Mädchen - Halt zu geben, Zugang zu ihnen zu finden, um sie unterstützen zu können. Wenn dies nicht gelingt und die Mädchen grenzen- und haltlos unterwegs sind, sind auch wir an den Grenzen des Leistbaren. Sie bräuchten vorerst ein niederschwelligeres Angebot, aber das gibt es für so junge Mädchen nicht. Was bleibt ist der/die Jugendliche die/der nicht funktioniert oder der/die SozialarbeiterIn, die nicht gut gearbeitet hat (darauf läuft es ja dann oft auch hinaus). Die fehlenden Ressourcen in der Versorgung mit denen wir arbeiten, werden dabei meist übersehen und auf die Individuen zurückgeworfen. Dann bleiben nur mehr Klinik oder Haft (bei den Älteren) das kann ja auch nicht die Lösung sein, oder? Daher braucht es neue Konzepte und Einrichtungen, um diesen Jugendlichen – ich sehe hier vor allem einen großen Bedarf bei den jungen Mädchen - einen guten Start zu verschaffen. (Auch für Burschen

- vor allem für jene, die gewalttätiges Verhalten zeigen, bräuchte es mehr Einrichtungen, allerdings kann ich in diesem Bericht nicht näher auf diese Gruppe eingehen.)

Ich bin Sozialarbeiterin und mein Job ist es, vor allem da hin zu schauen, wo das System versagt, wo es Benachteiligung gibt und Menschen in Not nicht ausreichend unterstützt werden. Um den Blick zu vervollständigen möchte ich hinzufügen: Natürlich gibt es die Jugendlichen, die sehr wohl Perspektiven haben und auch guten Halt im Freundeskreis finden und bei denen die Eltern produktiv mitarbeiten. Diese passen auch in fast jede Wohngemeinschaft und werden dort - falls ein Platz frei ist - aufgenommen. Hier kann man noch zu Hause ansetzen und durch ambulante Betreuung die Familie positiv bestärken. Trotz Wartezeit bis zur Installation der Betreuung können sie die Zeit durch ambulante Begleitung von uns überstehen, da diese Jugendlichen und deren Familien über mehr Ressourcen verfügen.

Und so bzw. und trotzdem gelingt es dann immer wieder, Jugendlichen das zu geben, was sie wirklich brauchen. So konnte eine Jugendliche, die ich vor kurzem betreute, in angemessener Zeit in eine adäquate Fremdunterbringung abgelöst werden. Sie hatte dabei mehrere vollzeitbetreute Wohngemeinschaften zur Auswahl (dies stellt allerdings mittlerweile die Ausnahme dar). Sie wurde bereits von der Kinder- und Jugendhilfe und zwei ambulante BetreuerInnen unterstützt, hatte schon mehrere Klinikaufenthalte hinter sich und wurde dann von den vier Institutionen und den Eltern auf ihrem Weg, von daheim zu gehen, begleitet. Die Wohngemeinschaften entschieden sich relativ schnell alle für sie und so konnte sie tatsächlich auswählen, wo sie ihre weiteren Lebensjahre verbringen wird und danach sofort einziehen. So ist es wünschenswert und so müsste es immer funktionieren. Hier waren alle SozialarbeiterInnen bzw. HelferInnen aus den verschiedenen Institutionen sehr bemüht, gut vernetzt, haben gut kooperiert und konnten mit ausreichenden Ressourcen arbeiten, um dies zu ermöglichen. Dies sind die zufriedenstellenden Arbeiten und der Grund, warum man gern in die Arbeit geht. Im Abschlussgespräch mit der Jugendlichen habe ich dann erfahren, dass es bergauf geht, sie ihren Platz gefunden hat, nun zur Schule geht und ihre Selbstmordgedanken weniger werden und sie vielleicht auch bald keine Psychopharmaka mehr braucht. Ja, so könnte es gehen, wenn ausreichend Ressourcen zur Verfügung stehen. Dieses Recht und diese Möglichkeit muss jedes/r Mädchen/Bursche haben und die Politik ist gefordert, dem Rechnung zu tragen.

Alles verändert und bewegt sich aber viel zu langsam und zu wenig

Kathrin Käfer

Sind sozialpädagogische Wohnformen die besseren Eltern?

Wenn es darum geht, die Perspektive von Jugendlichen zu erarbeiten, die aufgrund einer familiären Krise für eine Auszeit ins KIZ kommen, stellt sich grundsätzlich die Frage, ob der/die Jugendliche entweder wieder zurück nach Hause zu den Eltern geht oder in eine betreute Wohnform vermittelt wird. Wenn die Entscheidung fällt, dass der/die Jugendliche fremd untergebracht wird, kann das verschiedene Gründe haben. Es können die Eltern sein, die sich nicht mehr zu helfen wissen, es können die Jugendlichen sein, die unter keinen Umständen mehr nach Hause wollen, oder es kann die Jugendwohlfahrt sein, die eine zu große Gefährdung des Kindeswohles sieht. Im besten Fall wird diese Entscheidung von allen gemeinsam getroffen. Oft aber wird der Entschluss zur Fremdunterbringung als Versagen erlebt, sei es von den Eltern oder den Jugendlichen.

Hier wäre eine Umdeutung wichtig. Nämlich einerseits, dass das problematische Verhalten der Jugendlichen als Ausdruck von problematischen Familienstrukturen gesehen wird, und andererseits, dass das Eingestehen der Überforderung durch die Eltern als Verantwortung übernehmendes Verhalten anerkannt wird. Dies erfordert eine wertschätzende Haltung der professionellen HelferInnen sowohl den Jugendlichen, als auch den Eltern gegenüber.

Die Entscheidung zur Fremdunterbringung in einer pädagogischen Einrichtung fällt, wenn die Gefährdung des/der Jugendlichen zu massiv ist, oder wenn sämtliche ambulante Hilfsmaßnahmen für die Familie nicht erfolgreich waren. So läuft es meistens auf ein entweder - oder hinaus, entweder mit den Eltern zu Hause oder ohne Eltern in eine pädagogische Wohnform. Kann jedoch eine Unterstützung von Jugendlichen, ohne die Eltern weiterhin aktiv einzubeziehen, überhaupt effektiv sein?

Sehr oft erleben wir, dass Jugendliche große Schwierigkeiten haben, sich in pädagogischen Wohngemeinschaften einzufügen, dass sich ihr problematisches Verhalten auch dort nicht verändert, oder sie überhaupt den Rahmen sprengen, und dann von einer Einrichtung in die nächste ziehen. Natürlich ist es so, dass viele Jugendliche dringend einen Platz in einer pädagogischen Wohnform brauchen und dort auch gute professionelle Unterstützung finden, aber nicht selten kommt es vor, dass auch diese professionellen Einrichtungen an ihre Grenzen stoßen und bestimmte Jugendliche nicht mehr halten können. Für diese Jugendlichen wird dann oft der Weg zurück nach Hause zur Notlösung

oder er bleibt ihnen ganz versperrt, da sich die Eltern mittlerweile nicht mehr in der Verantwortung sehen.

Die Gründe für das problematische Verhalten dieser Jugendlichen, die in pädagogischen Einrichtungen nicht haltbar sind, sind vielfältig, doch oft ist damit ein mehr oder weniger bewusster Wunsch, zu den Eltern zurückzukehren, oder die Angst, die Eltern ganz zu verlieren, verbunden. Auch bei sehr problematischen Familiensystemen wird die Bindung zur Familie immer enger sein als zu einem fremden System. Ähnlich wie bei geschiedenen Eltern kommen die Jugendlichen in einen Loyalitätskonflikt zwischen der Einrichtung und der Familie, wenn es zwischen diesen keine klare Zusammenarbeit gibt.

Dr. Helmut Figdor erinnert daran, dass eine Fremdunterbringung und damit die Trennung von den Eltern, so traumatisierend die Familienverhältnisse auch sein mögen, nicht nur eine Befreiung von diesen bedeutet, sondern auch *„eine traumatische Unterbrechung der Lebenskontinuität“*. Aus diesem Grund plädiert er dafür, den Kontakt zu den Eltern aktiv in die pädagogische Arbeit einzubeziehen. Er schreibt: *„Das Schlimme an diesen lebenslang mitgeschleppten Vorstellungen ist die undifferenzierte Schwarzweißzeichnung, die der undifferenzierten Wahrnehmung und Selbstwahrnehmung des Kindes zum Zeitpunkt des Kontaktabbruches entspricht. Der Wegfall der realen und/oder gedanklichen Auseinandersetzung mit seinen Eltern verhindert das Mitreifen dieser Bilder und Selbstbilder:*

- *ein Verstehen, wie es kommen konnte, dass die Eltern so waren wie sie waren;*
- *zu erkennen, dass die Eltern nicht ausschließlich aus ihren negativen Eigenschaften bestehen;*
- *zwischen den Schwächen und Störungen der Eltern und den eigenen Eigenschaften unterscheiden zu können und sich somit nicht schuldig fühlen zu müssen, also schlecht und lebensunwert.“*¹

Ein weiteres bekanntes Phänomen ist die Tatsache, dass Jugendliche ihre problematischen Erfahrungen mit den Eltern auf der HelferInnen-ebene reinszenieren und so jede Verhaltensänderung verhindern. Auch aus diesem Grund ist es notwendig, parallel zur pädagogischen Arbeit in der betreuten Wohnform an der Veränderung der familiären Strukturen weiterzuarbeiten.

Während also aus fachlicher Sicht schon seit längerem klar ist, dass eine Unterstützung der Jugendlichen nur unter Einbeziehung des ganzen Familiensystems möglich ist, wird ein begleitendes familien-therapeutisches Angebot im Falle einer Fremdunterbringung kaum umgesetzt. Es setzt sich zwar mittlerweile die Haltung durch, dass eine

pädagogische Wohnform, auch wenn sie noch so klein und „familien-ähnlich“ ist, nie eine wirkliche Ersatzfamilie sein kann, doch wird einer umfassenden Elternarbeit nach wie vor noch nicht die notwendige Wichtigkeit beigemessen.

Willibald Neumeyer unterscheidet hier zwischen kooperativer und therapeutischer Elternarbeit. Während er unter kooperativer Elternarbeit jeglichen Kontakt zu den Eltern, zum Beispiel um Vereinbarungen zu treffen, Besuchskontakte zu regeln, pädagogisches Vorgehen abzusprechen, versteht, definiert er therapeutische Elternarbeit als „*Aufgreifen und Bearbeiten des familiären Interaktions- und Strukturgefüges mit dem **Ziel**, andere Handlungsweisen aus dem Repertoire der Familie zu aktivieren als die problemerzeugenden und -erhaltenden.*“²

Um beide Formen der Elternarbeit umzusetzen, darf diese nicht nur als Zusatz zur alltäglichen Arbeit in einer pädagogischen Wohnform gesehen werden, sondern sollte integraler Bestandteil des Konzeptes sein. Doch wäre hier nicht nur eine Adaptierung innerhalb der Wohnform wichtig, sondern müssten familienunterstützende und/oder familientherapeutische Maßnahmen, die parallel zur Fremdunterbringung angeboten werden, Teil eines Hilfeplans im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe sein. Auf alle Fälle ist es wichtig, dass auch bei einer Fremdunterbringung der Fokus auf die ganze Familie gerichtet wird, da unabhängig davon, ob der/die Jugendliche wieder in die Familie zurückgeführt wird oder nicht, diese immer Teil des Lebens des/der Jugendlichen bleiben wird.

Elisabeth Pedrini

Quellen:

1. Figdor, Helmut (2012), *Patient Scheidungsfamilie*, Gießen: Psychosozial-Verlag (Seite 69 – 85)
2. Neumeyer, Willibald, *Systemisch orientierte Elternarbeit in der stationären Jugendhilfe*, auf: [http://www.jhz-schnaittach.de/fileadmin/Content/download/Neumeyer%20systemisch%20orientierte%20Elternarbeit%20\(1999\).pdf](http://www.jhz-schnaittach.de/fileadmin/Content/download/Neumeyer%20systemisch%20orientierte%20Elternarbeit%20(1999).pdf), eingesehen am: 19.2.2014

Über die Einschätzbarkeit von Unterbringungen

Die Familie gilt in Tirol als „Heilige Kuh“, für meinen Arbeitsbereich gilt das nicht.

Auch wenn in vielen Fällen der Weg bereits vorgezeichnet ist, müssen wir uns immer wieder mit der Frage auseinandersetzen, welche Lebensform den Jugendlichen eine positive Entwicklung ermöglicht. Häufig gilt es vorerst zu klären, ob und unter welchen Bedingungen ein Verbleib im Herkunftssystem möglich und förderlich ist. Wir verwenden viel Energie darauf, das Umfeld unserer KlientInnen in diesen Prozess einzubinden, was meiner Meinung nach fachlich unerlässlich ist. Wir bekommen in unserer Arbeit sehr viel mit, was in Familien passiert. Unser Blick ist geschärft auf familiäre Problematiken unterschiedlichster Ausprägungen, dementsprechend entwickeln wir unter Einbindung möglichst aller Beteiligten, aber mit besonderem Augenmerk auf die Sichtweisen der Jugendlichen, Unterstützungsangebote. Dieser Blick auf die Familie ist ressourcenorientiert aber sicher auch kritisch, schließlich geht es neben dem primären Ziel des Schutzes der Jugendlichen darum, welche Voraussetzungen dem Kindeswohl dienlich sind, was also positive Entwicklungsmöglichkeiten fördert.

Der große Unterschied zur Vermittlung in eine Wohngemeinschaft besteht darin, dass die Jugendlichen beim Verbleib in der Familie genau wissen, was sie erwartet, während der Weg in eine Wohngemeinschaft, besonders wenn entsprechende Vorerfahrungen fehlen, eher einer Reise ins Ungewisse gleicht.

Auch für uns bleibt der weitere Verlauf der Unterbringung häufig ungeklärt. Mit Ausnahme einer überschaubaren Gruppe von Jugendlichen, die mitunter über viele Jahre hinweg immer wieder bei uns andocken, bleibt der weitere Weg von fremduntergebrachten Jugendlichen meist unbekannt, weil der Kontakt zu uns häufig recht rasch abbricht. Aufgrund der Fluktuation im Wohnbereich – 2013 waren es 139 Jugendliche - wäre eine längerfristige Nachbetreuung auch gar nicht möglich.

Die Erfahrungen mit den Jugendlichen im Wohnbereich stellen - neben der letztlich ausschlaggebenden Einschätzung der zuständigen SozialarbeiterInnen - die Grundlage dar, welche Wohngemeinschaften in Frage kommen könnten, welche Form der Betreuung angesichts der Kompetenzen der Jugendlichen sinnvoll erscheint, ob es zusätzliche Angebote, etwa in Form begleitender therapeutischer Maßnahmen bräuchte und ähnliches. Dennoch bleibt diese Einschätzung aufgrund der Rahmenbedingungen im KIZ mitunter bruchstückhaft. Die angestrebte Krisenintervention innerhalb von zwei Wochen stellt einen komprimierten zeitlichen Rahmen dar, um zu einer fundierten Einschätzung zu gelangen. Häufig zeigen sich Verhaltens- und Handlungsmuster von Jugendlichen erst nach zwei bis drei Wochen, zuvor sind die Jugend-

lichen zu sehr mit der Bearbeitung der aktuellen Krise, der Eingewöhnung in die Einrichtung und der Auseinandersetzung mit der Peergruppe beschäftigt. Zwar gelingt die Vermittlung in eine Fremdunterbringung nur selten innerhalb von zwei Wochen, realistisch sind hier oft eher 3-4 Wochen, aber auch die Bedingungen im KIZ unterscheiden sich mitunter deutlich von denen in einer Wohngemeinschaft: Die Jugendlichen befinden sich in einer akuten Krisensituation, die Bearbeitung der Krise und das Finden und Realisieren von Perspektiven steht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Das KIZ ist eine vollbetreute Einrichtung mit hohem Betreuungsschlüssel, Rückschlüsse auf eigenständigere Formen des Wohnens und Lebens sind mitunter schwierig. Es gibt keine stabile Wohngruppe, die Hausdynamik ändert sich schnell mit dem Wechsel von BewohnerInnen. Letztlich ist es dann auch so, dass aufgrund fehlender freier Plätze eine Auswahl an Wohngemeinschaften selten möglich ist. Häufig gibt es nur einen Platz, was von allen Beteiligten eine hohe Kompromissbereitschaft verlangt. Für Jugendliche ist die Hürde dann besonders groß, wenn dieser Wohnplatz weit weg von ihrem jetzigen Lebensraum ist und der Umzug somit gleichzeitig mit einem Schulwechsel und dem Bruch oder zumindest der Lockerung sozialer Kontakte einhergeht, was wiederum eine Einschätzung des möglichen Unterbringungsverlaufs erschwert.

Vernetzungstreffen und der ständige Kontakt mit KooperationspartnerInnen vermitteln einen Überblick über das Angebot und die Arbeitsweise der unterschiedlichen WGs, was mir aber ein wenig fehlt, ist der Blick auf die Gesamtsituation. Der Jugendwohlfahrtsbericht bietet hier zwar einen guten Überblick, bezüglich der Verläufe von Fremdunterbringungen finden sich jedoch recht wenig Informationen.

Aufschlussreicher ist in diesem Zusammenhang die vom Land Tirol beauftragte Studie von Drexler/Mitterhofer et al.⁴ vom Institut für Psychosoziale Intervention und Kommunikationsforschung der Universität Innsbruck über die Lebenswelt von fremduntergebrachten Kindern und Jugendlichen in Tirol.

Befragt wurden 14 aktuelle und ehemalige BewohnerInnen zwischen 10 und 23 Jahren aus fünf Tiroler Einrichtungen (Vgl. S14). Zu dem für unsere Arbeit im KIZ besonders relevanten Prozess der Vermittlung in Wohngemeinschaften heißt es darin:

„Wie sich in der Untersuchung gezeigt hat, sind die Gründe, warum ein Kind bzw. ein/e Jugendliche/r in eine Einrichtung kommen kann, sehr unterschiedlich. Es hat sich durch die Untersuchung der fünf Einrichtungen ergeben, dass Kinder und

⁴Drexler/Mitterhofer/Flieger/Rojer: „Die Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen in Tiroler Einrichtungen. Eine Grundlagenstudie.Projektbericht“ (2012).

[<https://www.tirol.gv.at/fileadmin/themen/gesellschaft-soziales/kinder-und-jugendliche/jugendwohlfahrt/downloads/Grundlagenstudie.pdf> /4.03.14]

Jugendliche größten Teils nicht in die Entscheidung, in welche Einrichtung sie später kommen werden, einbezogen werden. Einige wurden somit vor vollendete Tatsachen gestellt. Diese Vorgehensweise ist sehr belastend für Kinder und kann Ambivalenzen, Schuldgefühle und Fantasien über ihr Verhalten als Ursache auslösen. Intrafamiliär kann diese mangelnde Partizipation zum Aufbau eines massiven Gewaltpotentials führen (Fibi, Mühl, Winge o.J. & Wolf 1999). ... Der Gesamteindruck zum Prozess des Übergangs in eine Wohneinrichtung wurde als holprig und von sozialen Kontaktabbrüchen gekennzeichnet beschrieben. Die Kinder und Jugendlichen erzählten, dass die erste Zeit in der Einrichtung für sie sehr emotional belastend war. Auf die Frage, was ihnen die Eingewöhnung erleichtert hat, wurden einerseits die intensive Zuneigung der BetreuerInnen und andererseits die positiven Erfahrungen im Umgang mit anderen BewohnerInnen beschrieben. ... Das wichtigste Ziel sollte für alle am Weg in die Einrichtung beteiligten Personen ein transparenter, von Mitbestimmung und Begleitung geprägter Migrationsprozess sein. Durch gründliche, bereits im Vorfeld gestartete Aufklärungsarbeit werden die Kinder und Jugendlichen auf den Übergang vorbereitet und dadurch Unsicherheiten, Schuldgefühle und Aggressionen reduziert." (S57).

Die Studie vermittelt einen guten Einblick, was Jugendliche in Einrichtungen als unterstützend erleben, welche Belastungen entstehen können, wie sich förderliche Rahmenbedingungen gestalten lassen und welche Ansprüche sie an BetreuerInnen stellen. So meint eine Jugendliche auf die Frage, wie sie sich die ideale Betreuungsperson vorstellt:

„Sie müsste sehr sicher sein in dem, was sie tut, um der eigenen Unsicherheit etwas entgegenzuhalten, eine eigene Meinung haben, um sie mir entgegenhalten zu können. Ich mag es auch, wenn jemand auf mich zugeht.“ (S54).

Solche qualitative Forschungsprojekte können einen wertvollen Beitrag leisten, um eine für die Jugendlichen positive Hilfeplanung zu erleichtern. Daneben bräuchte es auch einen Überblick über Verläufe in Fremdunterbringungen, um die Wirksamkeit von Maßnahmen besser einschätzen zu können: Wie lange bleiben Jugendliche im Schnitt in den Einrichtungen, wie viele Rückführungen in die Familien gibt es, wie viele Abbrüche aus welchen Gründen, was wäre aus Sicht der Einrichtungen hilfreich? ... Die AutorInnen verweisen in ihrer Studie diesbezüglich auf einzelne, regionale Projekte zu spezifischen Fragestellungen. Zum aktuellen Stand der Forschung findet sich folgende Einschätzung:

„Systematische und langfristig angelegte wissenschaftliche Forschung zu Themen der Jugendwohlfahrt (JUWO), zumal zu Fragen der Unterbringung von Kindern und Jugendlichen in sozialpädagogischen oder stationären Einrichtungen, ist in Österreich nicht etabliert (vgl. Scheipl 2011, 569f). ... Aufgrund der föderalen Zuständigkeit der Länder fehlen in Österreich jedoch über weite Strecken nicht nur grundlegende Daten über die Inanspruchnahme und die Zielgruppe von Leistungen der Jugendwohlfahrt (vgl. Scheipl 2011, 569), sondern auch bundesweite und einheitliche Standards für die Betreuung (vgl. Netzwerk Kinderrechte Österreich 2011, 25).“ (S6).

Das Fehlschlagen von Maßnahmen oder aus Sicht der Betroffenen die Erfahrung des Abbruchs bringen Jugendliche meiner Erfahrung nach in prekäre Situationen und zementieren auf lange Sicht Abhängigkeiten. Viele Jugendliche haben zu Hause ähnliche Erfahrungen gemacht, es kommt zu Reinszenierungen und -traumatisierungen, auf lange Sicht können sich dadurch problematische Handlungsmuster auf eine Art und Weise manifestieren, die jede Hilfeeinrichtung überfordert.

„Das Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend schreibt zum Umgang mit sozialen Abbrüchen: „(...) dass zahlreiche Wechsel zwischen Hilfeformen und Verlegungen zwischen Jugendhilfeeinrichtungen zu schwierigen und riskanten Entwicklungen der jungen Menschen führen. Hier sind Überlegungen bezüglich alternativer Hilfeangebote dringend geboten. Gelungene Hilfeverläufe mit mehreren Wechseln finden nur dann statt, wenn die Hilfen sinnvoll aufeinander aufbauen und die Übergänge geplant und vorbereitet stattfinden“, (Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend 1998, XXXII).“ (S61).

2013 hatten wir im KIZ wieder zahlreiche Anfragen aufgrund von akuten Abbrüchen in Wohngemeinschaften. Auch wenn sich Abbrüche nie ganz verhindern lassen werden, und auch wir in diese Situation kommen können, würden wir uns doch ein möglichst koordiniertes und wenn irgendwie möglich geplantes Übergangsszenario wünschen.

Ein differenzierterer Blick auf Unterbringungsverläufe könnte zum einen dazu beitragen, bereits im Prozess der Hilfeplanung mehr Sicherheit bezüglich der Bedingungen für einen positiven Verlauf und des „Finetuning“ zu erlangen. Zum anderen wäre es ein wichtiger Beitrag, um eine bessere Verzahnung des bestehenden Angebots und eine ausdifferenzierte zukünftige Ausgestaltung zu ermöglichen.

Jan Larcher

Statistik 2013

ausgewählte Daten und Vergleiche

Quelldaten: 2013

Anzahl insgesamt betreuter/beratener Kinder und Jugendlicher:	517
Kinder und Jugendliche in Beratung:	378
Kinder und Jugendliche im Wohnbereich:	139
Aufnahmen in den Wohnbereich	171

Nach einem leichten Rückgang im Jahr 2012 steigt die Zahl der beratenen/betreuten KlientInnen im Jahr 2013 wieder an und zeigt einen bis dahin noch nie erreichten Höchststand von 517 Kindern und Jugendlichen. Ausschlaggebend dafür ist eine Steigerung, sowohl bei den KlientInnen, die im Beratungsbereich des KIZ um Hilfe und Unterstützung angefragt haben als auch eine Steigerung auf erstmals 139 Kinder und Jugendliche, die in den Wohnbereich aufgenommen werden konnten/mussten. Insgesamt gab es im Jahr 2013 171 Aufnahmen in den Wohnbereich, davon waren in diesem Jahr 112 Kinder und Jugendliche das erste Mal im KIZ-Wohnbereich, bei 59 Aufnahmen handelt es sich um KlientInnen, die im gleichen oder vergangenen Jahren bereits aufgenommen wurden bzw. 5 davon waren bereits beim Jahreswechsel 2012 auf 2013 im KIZ.

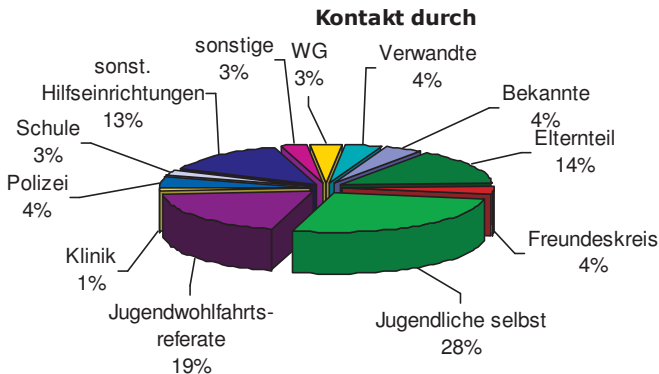
<i>Interventionen:</i>	9554	Die Zahl sämtlicher dokumentierter Interventionen beläuft sich im Jahr 2013 auf 9554, diese Zahl setzt sich aus allen getätigten Kontakten in Bezug auf die 517 Kinder und Jugendlichen zusammen, d. h. hier wird jedes Telefonat und jede Beratung gezählt.
<i>Beratungen:</i>	2622	
<i>Personen:</i>	1436	
<i>HelferInnen:</i>	770	
<i>Anfrage Wohnbereich:</i>	287	
<i>Abgelehnt weil voll:</i>	83	

Davon wurden 2622 Kontakte in persönlicher oder telefonischer Art oder per E-Mail mit KlientInnen durchgeführt, bei denen es sich um intensive, inhaltlich richtungsweisende Gespräche und Beratungen handelt. 1436 Personen waren bei diesen Interventionen beteiligt, hier werden alle Personen gezählt, mit denen wir in Bezug auf einen Fall in Kontakt getreten sind.

Bei 770 der 1436 Personen handelt es sich um HelferInnen, die mit einem professionellen Hintergrund bei dieser/m Jugendlichen involviert waren. Der intensivste Kontakt besteht sicherlich zur Jugendwohlfahrt, aber auch zu vielen anderen Einrichtungen der vollen Erziehung bzw. anderen Krisen- oder Notschlafstellen, aber auch Kontakte zu Schule, Klinik, Polizei, usw.

Im Jahr 2013 gab es 287 Anfragen um Aufnahme in den Wohnbereich, die zu 171 Aufnahmen geführt haben. Zusammengezählt wurde ganze 83 Mal die Anfrage lediglich deshalb abgelehnt, da der Wohnbereich des KIZ zum Zeitpunkt der Anfrage voll ausgelastet war. Aus inhaltlichen Überlegungen (Alter, psychiatrischer Verlauf im Vordergrund und ähnliches) mussten 33 Anfragen abgelehnt werden.

1. Beratung und Wohnbereich

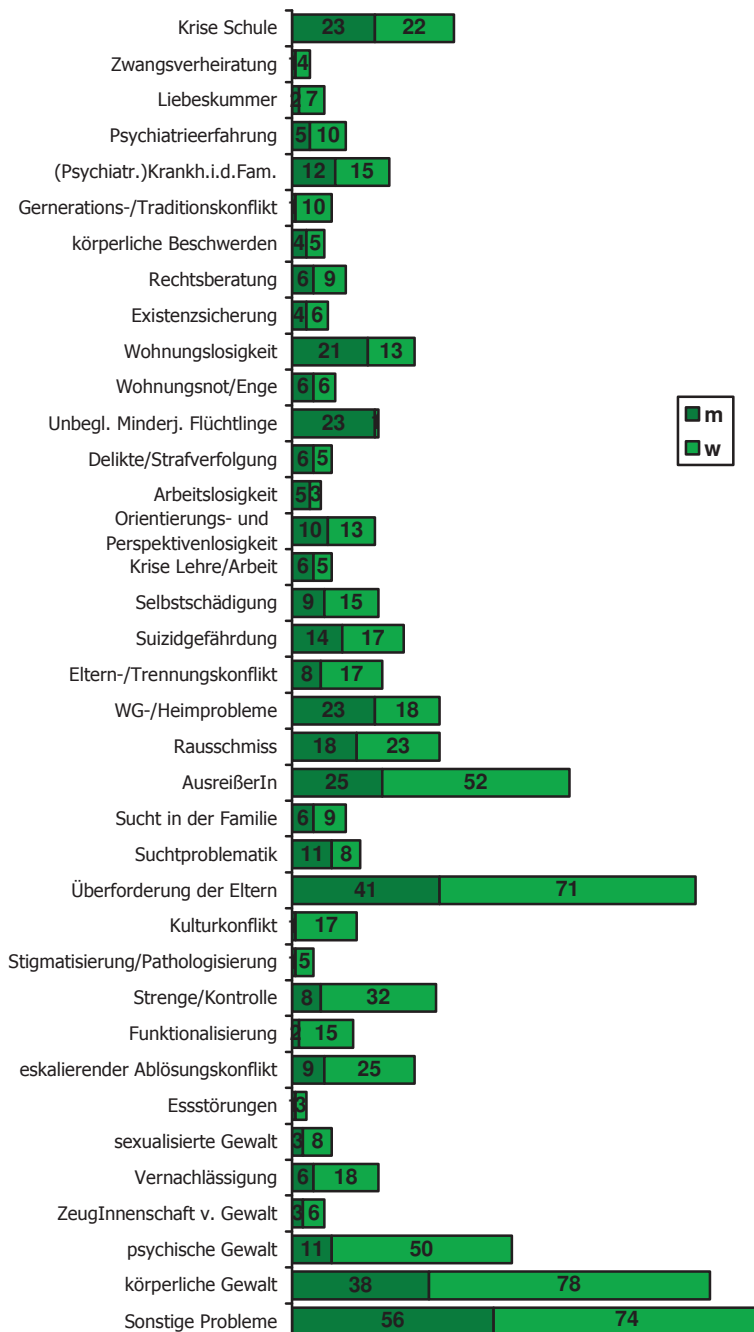


Das KIZ erfasst jede/n Klient/in mit einem eigenen Datenblatt in dem Personalien, Daten, Interventionen, Aufenthaltsdauer, Verläufe und einiges andere (das meiste davon findet sich in vorliegender Statistik wieder) erhoben werden. Gab es also 2013 einen erstmaligen oder im selben Jahr einen neuerlichen Kontakt in Bezug auf eine/n Jugendliche/n, wird einmalig erfasst, wie dieser erste Kontakt zustande kam.

Die Zahl der Erstkontakte durch die KlientInnen selbst liegt schon in den Jahren davor immer mit knapp über 20% an erster Stelle der Nennungen. Dieses Jahr zeigt sich ein Anstieg um 6% auf 28% der SelbstmelderInnen, das heißt, 28% der Jugendlichen haben sich selbst direkt an das KIZ gewandt. Das spricht zum einen von einem hohen Bekanntheitsgrad der Einrichtung bei Kindern und Jugendlichen, zum anderen ist es ein Spiegelbild für einen der wesentlichen Grundsätze in der KIZ-Arbeit, der bedingten Freiwilligkeit.

Einen weiteren großen Teil macht der Erstkontakt über das soziale Umfeld aus. Fasst man Freundeskreis, Bekannte, Verwandte und Elternteile (Elternteile macht in der Gruppe des sozialen Umfelds mit 14% den höchsten Anteil aus) zu einer Gruppe zusammen, kommt man auf knapp ein Viertel der Erstkontakte (26%). Ein weiterer sehr großer Teil an Erstanfragen verläuft über professionelle Stellen (zusammengefasst 46%). Hier an erster Stelle Anfragen ausgehend von der Jugendwohlfahrt mit 19%.

Probleme/Geschlecht 2013



Immer wieder erstaunlich ist eine langjährige Konstanz über Ausprägung und Relation der angegebenen Problematiken. Problemlagen, mit denen Kinder und Jugendliche im KIZ anfragen, werden pro KlientIn erfasst und im weiteren Fallverlauf durch etwaige neu dazukommende oder vorerst verdeckte Probleme erweitert. So sind natürlich Mehrfachnennungen möglich bzw. eine allein stehende Problematik eher die Ausnahme und nur bei z. B. kurzfristigen Telefonkontakten zu finden.

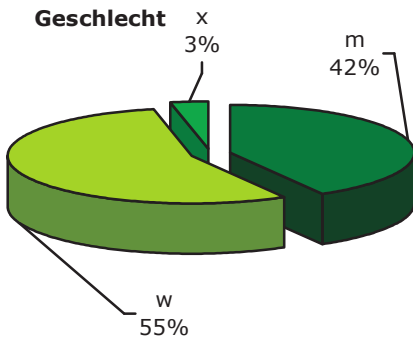
Die Konstanz lässt sich unter anderem dadurch erklären, dass es ein gewisses Wissen über das Angebot im KIZ gibt, sodass nur wegen den Problematiken im KIZ angefragt wird, für die das KIZ auch zuständig ist. Die wesentlichen Problemlagen sind z. B. zusammengefasst die Thematik „Gewalt“ (darunter fällt körperliche Gewalt, psychische Gewalt, sexualisierte Gewalt und ZeugInnenschaft von Gewalt), einer der mit Abstand am höchsten vertretenen Problematiken, mit denen sich Jugendliche an das KIZ wenden.

Eine weitere sehr hohe Ausprägung findet sich bei der Kategorie „Überforderung der Eltern“. Ein Verlassen der Familie, zusammengefasst in den Problematiken „Rausschmiss“ und „AusreißerIn“, ist ebenso sehr hoch vertreten.

Diese angegebenen Problematiken treten oftmals in Zusammenhang auf, viele andere angegebene Problematiken können auch als direkte Folge von familiären Konflikten angesehen werden, wie z. B. Probleme in Schule und Arbeit oder aber selbstgefährdendes Verhalten in verschiedenen Ausprägungen. Viele Problematiken bedingen sich sicherlich; es gibt aber durchaus auch Anfragen, bei denen eine zentrale Problematik erfragt wird und auch im Laufe der Beratung, keine weiteren zu Tage kommen.

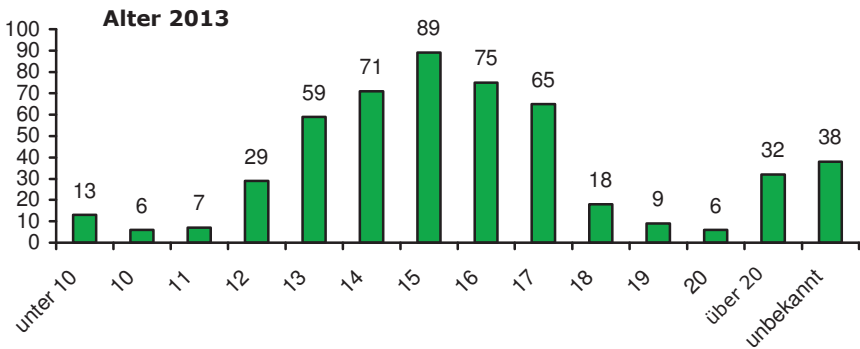
Einen sehr hohen Anteil nimmt auch die Kategorie „sonstige Probleme“ ein. Hier werden sämtliche Thematiken inkludiert, die in den festgelegten Kategorien nicht erfasst werden, wie z. B. ein Todesfall in der Familie, aggressives Verhalten bzw. Gewalt - ausgehend von der/dem Jugendlichen selbst oder eine Weitervermittlung.

Eine andere Konstante über die Jahre ist das Geschlechterverhältnis. Mädchen sind im Schnitt bei einigen Problematiken um einiges stärker vertreten als Burschen, was zum Teil aus dem Geschlechterverhältnis im KIZ herrührt, zum anderen könnte es sein, dass es Mädchen leichter fällt, über Probleme zu reden und Burschen sich schwerer tun, Probleme zu verbalisieren.



Auch in Bezug auf die Geschlechterverteilung der KlientInnen im KIZ zeigt sich nun schon die letzten Jahre eine sehr große Konstanz (heuer 55% Mädchen und 42% Burschen, bei 3% handelt es sich oftmals um kurzfristige Beratungstelefonate, in denen das Geschlecht nicht erfragt bzw. mitgeteilt wurde).

Mit kleinen Abweichungen in den einzelnen Jahren hat sich dieses Geschlechterverhältnis nun schon seit vielen Jahren bei jeder Auswertung sehr ähnlich gezeigt.

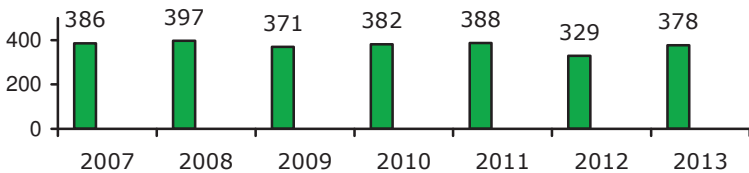


Die Grafik der Altersverteilung bleibt in den letzten Jahren fast unverändert; die größte vertretene Gruppe ist die zwischen 12 und 18 Jahren. Auch hier scheint es unter den Anfragenden an das KIZ ein sehr hohes Wissen zu geben, mit welcher Altersspanne das KIZ hauptsächlich arbeitet. Auffällig in der Verteilung ist jedoch eine durchaus hohe Zunahme an 12- und 13jährigen. Die Erhöhung scheint in der Statistik zwar nicht sehr relevant, verlangt jedoch für den Alltag in der KIZ-Arbeit

oftmals eine höhere Sensibilität, da KlientInnen unter 14 Jahren sowohl rechtlich als auch in Bezug auf Freiwilligkeit bzw. Selbstverantwortung oder bei z. B. Aufnahmen gegen den Willen der Eltern mehr Aufmerksamkeit bzw. Verantwortung erfordern.

2. Beratung

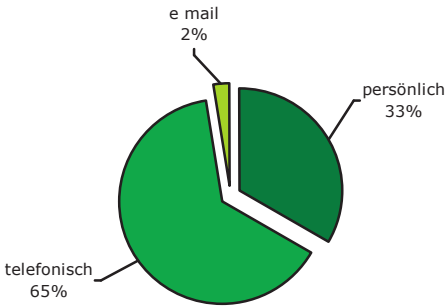
**Kinder und Jugendliche in Beratung
(ohne Wohnbereich)**



Nach einem Ausreißer nach unten, im Jahr 2012 mit 329 beratenen KlientInnen, zeigt sich heuer wieder eine sehr ähnliche Ausprägung in der Anzahl der Beratungen, wie auch in den letzten sieben Jahren, um die 380 (im Jahr 2013 sind es 378 KlientInnen in Beratung ohne Wohnbereich). Die Vermutung vom letzten Jahr, dass damals eine Erhöhung der Anzahl der Jugendlichen im Wohnbereich die etwas niedrigere Beratungsanzahl bedingte, konnte nicht bestätigt werden.

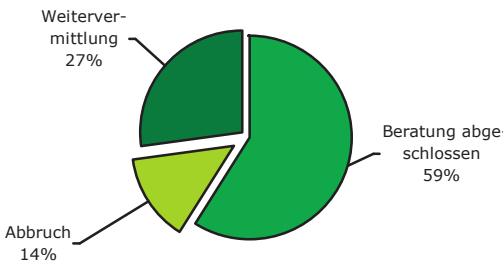
Obwohl 2013 mehr Kinder und Jugendliche im Wohnbereich aufgenommen wurden als 2012, ist trotzdem die Anzahl der Beratungen ohne Aufnahmen in den Wohnbereich wieder auf das Niveau von vor 2012 gestiegen. Wahrscheinlicher ist die damals auch vermutete Begründung, dass sich im Jahr 2012 die Öffentlichkeitsarbeit etwas verändert und kurzfristig auch verringert hat und dies für einen kurzfristigen Rückgang der Beratungen verantwortlich ist. Dies scheint aber im Jahr 2013 wieder nicht der Fall gewesen zu sein; wie bereits erwähnt, erreicht die Anzahl der Beratungen von Kindern und Jugendlichen, die nicht den Wohnbereich in Anspruch genommen haben, wieder das Niveau der letzten Jahre.

hauptsächliche Beratungsart



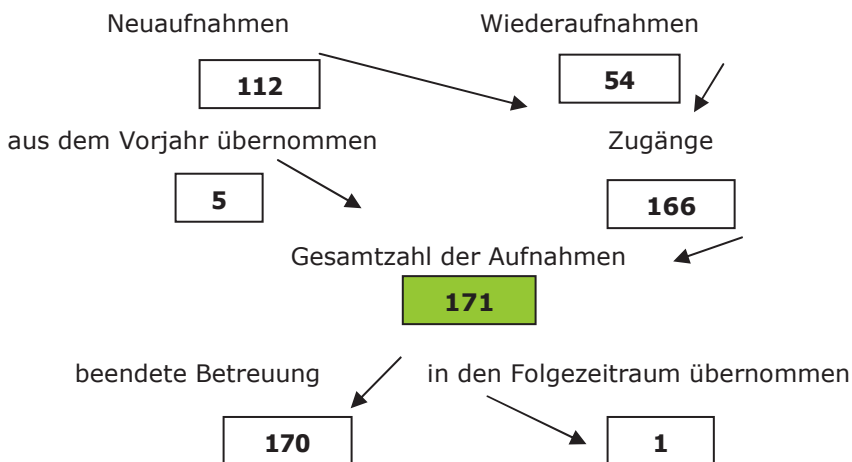
Die hauptsächliche Beratungsart zeigt die nach Abschluss einer Beratungssequenz vorherrschende Art der Beratung. Zum Beispiel wird eine telefonische Beratung dann gezählt, wenn die hauptsächliche Art der Beratung, die auch über einen längeren Zeitraum stattfinden kann, telefonisch war. Ist der Erstkontakt telefonisch oder auch per E-Mail und folgen darauf eine oder mehrere persönliche Beratungen, wird in dieser Kategorie „persönlich“ angekreuzt.

Nimmt ein Kind oder Jugendliche/r eine neuerliche Beratung in zeitlichen Abständen in Anspruch, so wird diese neu vermerkt, und somit sind auch Mehrfachnennungen möglich.



Der leichte Zuwachs der telefonischen Beratungen, einhergehend mit einem leichten Rückgang der persönlichen Beratungsart (2012 Beratungen abgeschlossen 67%, Weitervermittlung 21%), korreliert sehr augenscheinlich mit der nächsten Grafik, bei der eine ebenso leichte Erhöhung in der Kategorie Weitervermittlung, z. B. zu anderen Einrichtungen, mit einem gleichzeitigen Rückgang der abgeschlossenen Beratungen einhergeht. Das heißt, man kann davon ausgehen, dass einige telefonische Beratungen direkt eine Weitervermittlung zur Folge hatten bzw. dass das KIZ durchaus auch eine Drehscheibenfunktion in der sozialen Landschaft darstellt.

3. Wohnbereich



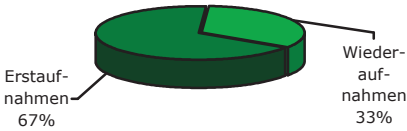
Im Jahr 2013 kam es zu 112 Erstaufnahmen im KIZ. Hierbei handelt es sich um KlientInnen, die bis dahin noch nicht den Wohnbereich in Anspruch genommen haben. Dem gegenüber stehen 54 Wiederaufnahmen, das heißt, Kinder und Jugendliche die bereits in vergangenen Jahren oder aber zum zweiten oder dritten Mal innerhalb des Erfassungszeitraumes im KIZ aufgenommen wurden.

5 KlientInnen waren über den Jahreswechsel 2012 auf 2013 bereits im KIZ wohnhaft, sodass es zu einer Gesamtzahl von 171 Aufnahmen kam. Bei 170 der Aufnahmen wurde ein Abschluss erzielt (näheres dazu in der Grafik Abschluss), ein Jugendlicher wurde ins nächste Jahr übernommen.

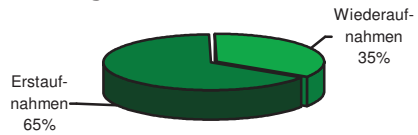
Hierbei zeigt sich wieder ein geringer Anstieg bei der Anzahl der Aufnahmen gegenüber den letzten Jahren, wobei die Relation der Erst- zu den Wiederaufnahmen im Verlauf der Jahre nahezu ident bleibt. Wie auch in den Jahren zuvor ist das Verhältnis von Erst- und Wiederaufnahmen ca. zwei zu einem Drittel, das heißt, bei ca. zwei Drittel handelt es sich um eine erstmalige Aufnahme in den Wohnbereich, bei einem Drittel war bereits ein Aufenthalt im KIZ notwendig.

Gezählt werden hierbei nicht einzelne KlientInnen sondern die Anzahl der Aufnahmen.

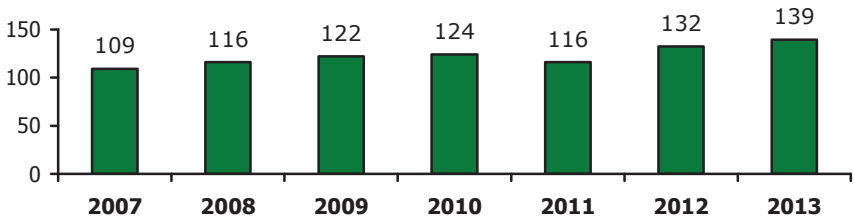
**Erst-/Wiederaufnahmen 2012
bezogen auf 164 Aufnahmen**



**Erst-/Wiederaufnahmen 2013
bezogen auf 171 Aufnahmen**

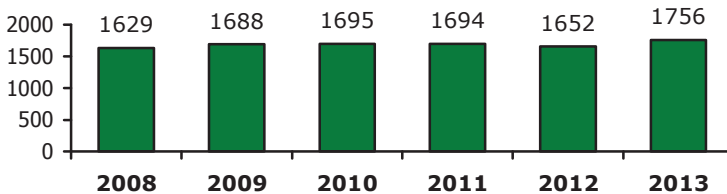


Jugendliche im Wohnbereich



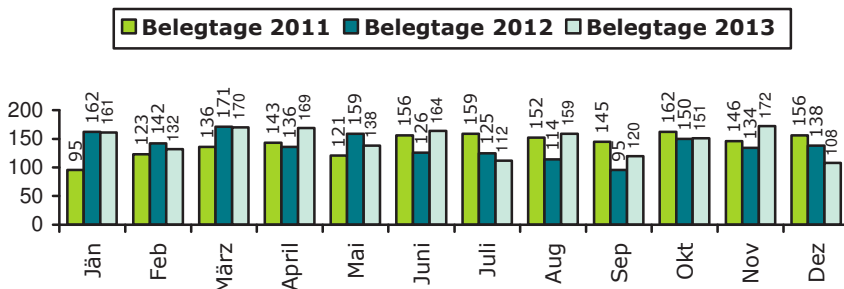
Zählt man die einzelnen KlientInnen, die den Wohnbereich im KIZ in Anspruch genommen haben, unabhängig von der Anzahl ihrer Aufnahmen, so steigt die Zahl 2013 in Bezug auf die letzten Jahre weiter an (139 Kinder und Jugendliche im Wohnbereich).

Belegtage



Nach einem leichten Rückgang der Belegtage im Jahr 2012 stieg die Anzahl im Jahr 2013 erstmals deutlich auf eine Höhe von 1756 belegten Betten pro Jahr. Dies ergibt eine durchschnittliche Belegung von 4,8 Betten/Tag (im Vergleich dazu 4,6 Betten im Jahr 2011 und 4,5 Betten im Jahr 2012). Hierbei handelt sich um eine rein hypothetische Durchschnittsberechnung, bei der weitergerechnet 2,2 freie Betten pro

Tag zur Verfügung wären. Die tatsächliche Auslastung ist jedoch starken Schwankungen unterworfen (eine Annäherung an die Realität von unterschiedlichen Auslastungen zeigt die nachstehende Grafik). So mussten im Jahr 2013 zumindest 83 Jugendliche abgelehnt werden, da das KIZ zur Zeit der Anfrage voll belegt war.



Die Grafik zeigt eine sehr hohe Bandbreite an Auslastungen in den verschiedenen Monaten. So gibt es im Dezember eine Auslastung von 108 Belegtage (das entspricht einer durchschnittlichen Belegung von 3,4 Betten/Tag). Dem gegenüber im November die höchste Auslastung mit 172 Belegtage, was einer Belegung von 5,73 Betten/Tag entspricht. Allein schon die Tatsache, dass der Monat mit der höchsten Auslastung direkt vor dem Monat mit der geringsten Auslastung im Jahr 2013 steht, zeigt auch in Anbetracht der Belegtage der letzten Jahre die unvorhersehbaren Schwankungen

Bettenkategorie	Belegtage				
	2009	2010	2011	2012	2013
Notbett	53	56	49	57	73
Krisenbett	1067	1190	1031	1127	1112
Clearingbett	354	344	416	362	392
Übergangsbett	214	105	198	106	179

Bei den Belegtage, bezogen auf die Bettenkategorien, zeigt sich eine durchaus deutliche Steigerung bei der Belegung des Notbetts. Nachdem dieses die letzten Jahre um die 50 Tage pro Jahr belegt war, (das bedeutet im Schnitt ca. ein Notbett pro Woche) ist es jetzt mit 73 Belegtage eine durchschnittliche Belegung für ca. jeden fünften Tag.

